



## Organ der „Deutschen academischen Vereinigung.“

Das vierteljährliche Bestellgeld kostet:  
 a. bei Postämtern, Buchhdlg. u. Zeitungsvertriebern M. 1,50  
 b. bei der Geschäftsleitung für's Inland u. Oesterreich-Ungarn M. 1,75, für's Ausland M. 2. Einzelnummer 15 Pfg.  
 Mit der „Deutschen Studenten-Zeitung“ als Beilage (nur bei der Geschäftsleitung, im Buchhandel oder bei Zeitungsvertriebern) M. 2,25, für's Ausland M. 2,50. Einzelnummer 20 Pf.

Erscheint jeden Sonnabend.

Schriftleitung u. Geschäftsleitung  
 Berlin SW., Kochstr. 57

Anzeige-Bedingungen.

Die 4 gespaltene Kleinzeile oder deren Raum 30 Pfg.;  
 $\frac{1}{8}$  Seite Mark 12,  $\frac{1}{4}$  Seite Mark 20,  $\frac{1}{2}$  Seite Mark 35  
 $\frac{3}{4}$  Seite Mark 60.  
 Beilagegebühr Mark 6 für Tausend.

Nr. 9.

Berlin, 27. Februar 1886.

III. Jahrgang

### Kritische Betrachtungen über die Kritik. von Leo Berg.

III.  
 (Schluss)

#### Von den Rücksichten des Kritikers.

Welcher Art sind die Rücksichten, die ein Kritiker zu nehmen hat? Oder ist es die Rücksichtslosigkeit, die er auf sein Banner schreiben muss? Zunächst freilich! Denn „er kennt keine andre als die Wahrheit, der er dient.“

Allein auch die Wahrheit kennt Rücksichten und der gerade Weg führt nicht immer zum Ziele. Doch dieses Ziel muss man fest im Auge behalten, am festesten aber derjenige, der Umwege zu machen gezwungen ist.

Muss der Kritiker auch Rücksichten gegen das Publikum nehmen? Gewiss! Nur dürften sie gerade die Kehrseite derjenigen sein, die so gewöhnlich das Leitmotiv der Rezensenten bilden. Denn nichts, und am allerwenigsten die Kunst schwebt in der Luft. Das Publikum ist es ja, auf das dieselbe wirken soll. Und ist das Werk auch für die Zukunft berechnet, so heisst das doch nichts anderes, als in Zukunft soll es erst sein Publikum haben. Mit den Bedingungen desselben als solchen hat es zu rechnen, den Charakter der Massen in seinen Licht- und Schattenseiten hat es zu berücksichtigen. Ja, der Zusammenhang zwischen Kunst und dem geniessenden Volk ist ein so inniger, dass dasselbe bereits einen Faktor des Kunstwerkes bildet, mit dem gerechnet werden muss. Das Verhältnis ist ein wechselseitiges: Bestimmt jenes erst das letztere, so bildet dieses wieder das erstere.

Doch ich habe mich wohl in Nr. I deutlich genug ausgesprochen, um hier nicht mehr missverstanden zu werden. Nicht ein Speichelcker des Pöbels (hier des gebildeten!) hat der Künstler zu sein, und noch vielweniger der Kritiker. Eingedenk der grossen sittlichen und nationalen Macht, die die Kunst zu allen Zeiten auf die Völker ausgeübt, wird der letztere auch bemüht sein, diese Wirkung der Kunst zu erhalten. Ich meine, wenn ein Umstand das Auge des Beurteilens vom Gegenstande ab und auf die gaffende Menge hinleiten kann, so wird es die Prüfung der Wirkung sein, welche der in dem Werke enthaltene Stoff sittlicher und nationaler Elemente auf dieses Volk und zu dieser Zeit wohl ausüben könnte.

Auf dieses Volk und zu dieser Zeit! Das will besagen, die äusseren Umstände, während welcher ein Werk entsteht (hier ist natürlich nur von zeitgenössischen Autoren die Rede), hat der Kritiker nicht ausser Acht zu lassen! Denn nicht schlechtweg kann das gesagt werden. Sittlichkeit, Nationalität decken sich eben nicht mit der Kunst. Vor Chauvinismus und sittenpolizeilichem Gebahren hüte sich der Kritiker! Ganz im Gegenteil sollen

unter gesunden Volkszuständen Werke der Prüderie und des Chauvinismus seinen schärfsten Tadel hervorkehren; abgesehen von der Unwahrheit und Engherzigkeit, die ihr Charakterzeichen, gerade wieder mit Rücksichtnahme der Wirkung auf das Publikum. Denn sie tragen dazu bei, den Volkscharakter frühzeitig zu verholzen und begünstigen Lüge und Heuchelei: — und das ist auch eine unsittliche Wirkung, fast will mich bedünken die allergefährlichste.

Was unsere Zeiten anbelangt, so wird man den Nationalstolz nicht gerade begünstigen brauchen und die Prüderie eben so wenig; aber gegen die Hohlheit und Verlogenheit der Mehrzahl der hier einschlägigen Produkte nicht energisch genug auftreten können. Das deutsche Volk müsste sich schämen, wenn dem anders wäre, und dank seinem guten Genius, dass dem so ist. —

Auch auf den Autor pflegt der Kritiker Rücksicht zu nehmen, und auch da hat er Recht. Das heisst: Den Freund soll er loben und den Feind tadeln, die anerkannte Autorität hündisch anwedeln und an der noch ringenden Kraft seinen Witz üben?

Gegen sogenannte Autoritäten kann der Rezensent im Gegenteil gar nicht genug auf der Hut sein, so wie nichts mehr seine Aufmerksamkeit schärfen sollte als allgemein anerkannte Wahrheiten!

Den Herren, die sich so oft und so gern auf Lessing in ihren Kritiken berufen, will ich eine, diesen Gegenstand betreffende Stelle aus dem letzten der „Briefe antiquarischen Inhalts“ zu Gemüte führen, mit welchem er eine Richtschnur für die Behandlung der Autoren angiebt, der aber wohl in den seltensten Fällen jemand folgt.

„Wenn ich Kunstrichter wäre,“ sagt der grösste Kritiker, den Deutschland gehabt hat, „wenn ich mir getraute, das Kunstrichterschild anhängen zu können, so würde meine Tonleiter diese sein: Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper, höhnisch gegen den Prahler und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher.“

In Wirklichkeit wird das Handwerk gerade von der umgekehrten Seite geübt: Bitter und höhönisch gegen den Anfänger, ohne Zweifel bewundernd gegen den Meister und Pseudo-Meister, gleichgültig gegen den Stümper, zuvorkommend gegen den Prahler und so ergötzlich als möglich über den Kabalenmacher! —

Auch vor Ansteckung von litterarischen, künstlerischen oder wissenschaftlichen Modekrankheiten hüte sich der Kritiker! Und es herrschen gar viele im Lande, und wenn die alten geheilt, brechen neue aus. Denn das ist die Stelle, wo er sterblich ist. Wenn unsere lieben Herren Rezensenten heute mit dem Publikum überzeugt sind, dass in dem historischen Roman das Heil der Welt liegt, morgen aber das liebe Publikum anderer Meinung ist? Ja,

# Deutsche academische Zeitschrift.

(Beiblatt.)

No. 9.

Berlin den 26. Februar 1886.

III. Jahrg.

## Kritische Waffengänge.

*Gesammelte kleine Schriften, Reisegedanken und Zeitideen.*  
**Ein Lebensbuch von Wolfgang Kirchbach.** Muenchen und Leipzig. Verlag von Otto Heinrichs. 1886.

Weil die Aufsätze, die das vorliegende Buch enthält, zu verschiedenen Lebenszeiten entstanden, und weil der Verfasser hofft, es möchte sich (das Buch) eines Tages zu einem Ganzen zusammenschliessen, das zurückwirken könne auf das geistige Leben, wie es unmittelbar aus einem regen Leben herausgewachsen ist, nennt Kirchbach dasselbe ein „Lebensbuch.“ Und mit Recht! Denn das Buch ist fast so vielseitig wie das Leben selbst. Was mir an demselben gerade imponirt, ist etwas, das mir nicht so leicht zu imponiren pflegt, mir vielmehr für gewöhnlich eher Vorurteile gegen ein Buch giebt, mich aber sicher ausserst skeptisch macht, das ist gerade seine Vielseitigkeit. Es enthält litterarische Charakterbilder (über Geibel, Stieler, Conrad,) und philosophische Abhandlungen, Betrachtungen über maieude Kunst wie über Poesie, Untersuchungen rein philologischer Fragen, die freilich bei einem Manne wie K. nie rein philologisch bleiben, wie über die Shakespeare- Bacon Frage, die Einheit Homers, über Metrik u. s. w., und ausserdem berührt er in einer Reihe von Sentenzen und Ideen die verschiedensten Seiten des Lebens als Politik, Schule u. s. w. u. s. w. Aber alles, alles, mag er es ausführlich behandeln oder nur berühren, mag man ihm beistimmen können oder nicht, alles zeugt von einer Tiefe der Anschauung und Treffsicherheit im Urteil, die ein eben so umfangreiches und erschöpfendes Wissen und Erforschen verraten als sie von einer gewissen Sathheit des Lebens Kunde geben. Ueberall, und wenn auch nur eine kurze Sentenz gegeben wird, das Schöpfen aus dem Vollen, dem ein breiter, nur leider bisweilen auch schleppender Stil entspricht.

Wenn man den Wert eines Buches, und das dürfte wohl kaum ein Denker bestreiten — nach der Menge der Gedanken, die — und sei's auch zur Widerlegung, erweckt, bestimmen sollte, müsste ich den von Ks. Lebensbuch ausserordentlich hoch anschlagen. Denn ich müsste, wollte ich mich im Einzelnen mit dem Inhalt desselben auseinandersetzen, ein Buch schreiben, das leicht noch stärker würde als das Seine (dasselbe ist 494 Seiten stark), das macht, er ist überall geistreich und anregend. Ich greife einen Aufsatz heraus, der gerade aufgeschlagen vor mir liegt: „Das Judenthum und der Witz in der Litteratur“, ein sehr interessanter und eigenartiger Aufsatz, der aber auf falschen Voraussetzungen beruht. Denn nach K. wäre der sogenannte Judenwitz etwas durchaus Unjüdisches, nämlich Germanisches. Denn nur die Germanen und Griechen könnten „der höchsten — Frivolität eines vollkommen freien Denkvermögens fähig sein“, während den Juden gerade so wie den römischen Völkern der Witz gefehlt habe. Dass sich aber gerade bei den modernen Juden dieser gegenstandslose, rhetorische, frivole Wortwitz in so erschreckender Masse finde, das sei etwas ihnen von fremden Völkern Ueberkommenes. Kann sein, wiewohl schon recht merkwürdig! Aber hat Herr K. vielleicht je einmal etwas vom talmudischen Witz gehört? Und das sollte kein rhetorischer, silbenstechender, im wahrhaften Sinne „Wortwitz“ sein? Während andererseits doch gerade die Talmudgelehrten diejenigen waren, die sich doch am meisten von fremden Einflüssen frei zu halten schon aus religiöser Ueberhebung bemühten. Woher sollte sich diese Erscheinung herleiten lassen? Zum guten Teil wohl direkt aus dem gelobten Lande; anderntheils aber schrieb sie sich auch daher, dass der jüdischen Geistesentwicklung der Boden entzogen wurde, so dass abgezogene Begriffe und das Spielen mit denselben die natürliche Folge davon waren. So lange aber den Juden der Neuzeit ein Aufgehen in andere Nationalitäten nicht gestattet war, und ihr Geist demzufolge keinen Boden fand, in dem er wieder Wurzel schlagen konnte, musste dasselbe geistige Signalement ihnen charakteristisch bleiben und konnte auch, abgesehen davon, dass es durchaus kein fremdes Element für sie war, sich dann noch nicht so schnell verwischen, als jenes bereits geschehen. Ausserdem ist es auch historisch falsch, wenn man von den Vorfahren der Juden redet, gleich auf die Zeiten Davids zurückgehen zu wollen, die lange Kette aber, die sich durch das Mittelalter zieht, als nicht vorhanden zu betrachten. Nachkommen der Bewohner Palestinas giebt es überhaupt nicht mehr, gerade so wenig als vom alten Rom oder Athen, wohl aber solche der mittelalterlichen Parias: Dass K. in demselben Aufsatz und auch sonst zu wiederholten

Malen Heine als Vertreter des Wortwitzes anführt, darin teilt er die Ansicht vieler, doch entschieden mit Unrecht. Dass sich bei ihm viele Kalauer befinden, soll nicht bestritten werden, wiewohl auch sie meist der Ausdruck eines freieren Humors sind. Nun sind freilich bei Heine die Sätze meist so zugespitzt, dass die Auffassung des Wortwitzes dem oberflächlichen Leser in der That nahe liegt, während der Feinsinnige den versteckten Sachwitz herauslesen sollte. Ich schlage den Heine auf und mir fallen die Worte in die Augen: „Wer weiss! wer weiss! die Seele des Pythagoras (er spricht von der Seelenwanderung) ist vielleicht in einen armen Kandidaten gefahren, der durch das Examen fällt, weil er den pythagoräischen Lehrsatz nicht beweisen konnte, während in seinen Herren Examinatoren die Seelen jener Ochsen wohnen, die einst Pythagoras, aus Freude über die Entdeckung seines Satzes, den ewigen Göttern geopfert hatte.“ Nicht wahr, nichts als Wortspielerei, eine witzige Combination, der jede sachliche Bedeutung fehlt? Gleichwohl! Man sehe nur hin! Heine redet von den Widersprüchen zwischen Körper und Seele, ein für den Romantiker ja beliebtes Thema. Nach ihnen wäre ja der Fall unter Umständen durchaus möglich, dass ein Mensch hinieden auf Erden das nicht mehr wüsste, was er in seinem Wolkenkukuksheim selbst entdeckt und erfunden; zweitens trifft der Satz das in Deutschland so verhängnisvolle und teilweise so unsinnige Examenwesen (Preussen, wo alles aufs Examiniren herauskommt, nannte ein sinnreicher Kopf einmal „das Land der Examina“ mit einer Beimischung von Mitleid mit den geplagten Opfern dieser Sitte,) und drittens trifft der Satz das geistlose Zunftgelehrtentum in Deutschland, das gerade durch dasjenige entsteht, das die akademische Jugend durchaus treffend „Ochsen“ nennt; viertens liegt noch in dem Worte die Anspielung auf den berühmten Börneschen Witz (wol der einzige Sachwitz, den dieser gemacht hat, Börne ist so recht der Vertreter dessen, was K. als jüdischen Witz bezeichnet) auf die Ochsen die zittern jedesmal, wenn eine Entdeckung gemacht wird. Alle diese gedanklichen Beziehungen sollten kein Sachwitz sein? Und solcher Stellen liessen sich in Heines Werken ohne Mühe Hunderte und noch vortrefflichere herausfinden. Gerade er trifft wie selten ein Schriftsteller fast immer den Kern der Sache, und gerade dieses treffsichere Zielen ist es, das ihn so leicht frivol erscheinen lässt, und das er auch ist, sobald es ihm um die Sache nicht Ernst ist. Denn er spielt auch dann jedesmal mit unsern intimsten Ideen, reizt uns jedesmal an den verwundbarsten Stellen.

Es war der kürzeste Aufsatz Ks. den ich mir herausgegriffen habe; und wenn das Buch, das ein Eingehen auf den Inhalt der übrigen Teile leicht erzeugen könnte, nicht zur Wahrheit werden soll, muss ich es bei der Kritik des einen schon bewenden lassen.

K. erweist sich überall als ein selbstständiger Kopf, der vor dem Alten die gehörige Achtung hat, aber nie mehr, als nötig ist, es zu verstehen; der dem Neuen ein offenes Auge entgegenbringt (Wie viel zukunftsfrohe Ideen finden sich nicht in dem Buche!) aber sich auch stets zu reserviren weiss. Er trifft immer die richtige Mitte wie seine prächtige Gedächtnisrede auf Geibel beweist, in dem er ebensowenig einen „Backfischpoeten“ sieht als er in ihm den Gipfel moderner Poesie erblickt. Beide Anschauungen sind bekanntlich vertreten. Was K. über ihn sagt, gehört wohl zu dem Treffendsten, teilweise auch Schönsten, was je über Geibel gesagt worden ist — und das ist bekanntlich nicht wenig.

Wie verlockend auf seine Definition von Geibels „philologischer Sprachrichtigkeit“, auf seine Entwicklungen in dem Aufsatz „Roman und Dichtung“ über moderne Dichtung und der daraus folgernden Forderung des Verses auch für jene, oder gar auf seine teilweise (Schluss des dritten Kapitels) gradezu grandiose „Lebensreise“ oder auf das philosophische Zwiegespräch „Im Medicäergrabmal“ einzugehen!

Aber ich widerstehe der Verlockung, weil ich noch in etwas anderem mit Herrn K. zu rechten habe. Gerade die oben an ihm gerühmten Eigenschaften, die namentlich den Kritiker und Kunstkennner (weniger den Philosophen) treffen, würden ihn zu einer Führerschaft neu aufstrebender litterarischer Richtungen befähigt haben wie kaum einen zweiten. Er wäre, wie kein anderer, dazu geschaffen, zwischen der Vergangenheit und der Zukunft zu vermitteln. Wie bedauerlich ist nicht also die Lossagung Ks. \*) von

\*) In der „Deutschen Schriftsteller Zeitung“ und in „Magazin für Literatur des In- und Auslandes.“

einer jüngeren Dichterschule, die eben vor allem auf eigenen Füssen stehen will, die mit den neuen Ideen, den neuen Weltanschauungen, den neuen Verhältnissen sich abzufinden versucht: „Jung Deutschland.“ K. trägt nach meinem Empfinden so sehr das Gepräge dieser Richtung, dass er gar nicht erst mit Beiträgen in der von jener geschaffenen Anthologie „Moderne Dichtercharakter“\*) ein äusserlicher Mittelpunkt — vertreten zu sein brauchte, um zu ihr gezählt zu werden. Es liegen wie mir scheint, beklagenswerte Misverständnisse und Vorurteile vor, die K. zu einem solchen Fehldebriefe veranlasst haben. Möge er doch bedenken, dass der Wert oder Unwert, worüber ja jeder seine eigenen Meinungen haben kann, des im Einzelnen von dieser fälschlicherweise „Schule“ genannten literarischen Richtung Geleisteten nicht darüber ausschlaggebend sein kann, ob sich ein Mann wie K. zu ihr schlägt oder nicht. Das heisst Nebensachen zur Hauptsache machen, mit kleinlichen Gründen rechnen, wo Motive von ganz anderer Tragweite ins Treffen zu führen sind. Das sind Wortklaubereien, die dem Verfasser des „Lebensbuches“ nicht ähnlich sehen. In dieser Lebensfrage wenigstens hat er seinen unbefangenen Blick leider nicht gezeigt.

Leo Berg.

\*\*) Auf dieses Buch werde ich nächstens zu sprechen kommen, weshalb ich zu dieser kurzen Bemerkung, die den nicht unterrichteten Lesern dieses Blattes nicht verständlich sein wird, auch für heute keine weitere Erläuterung geben will.

### Ein neues Trauerspiel, Schauspiel und Lustspiel.

In den jüngsten Tagen kam von allen drei dramatischen Gattungen ein neues Stück zur Aufführung.

Im Deutschen Theater führte uns der Herr Direktor Adolph L'Arronge, der bis jetzt nur als der Verfasser von Volksstücken bekannt war, zum ersten Male eine Tragödie höheren Stiles vor die ihren Stoff halb aus der Geschichte und halb aus der Sage (einer freilich erst in unserm Jahrhundert durch die Romantiker Brentano, Loeben, Heine gebildeten Sage) schöpft. Diesen Teil nun behandelt L'Arronge allegorisch. Die Loreley ist ihm ein Symbol der Verlockung zu Glück und Macht. Sie verspricht einem jüngeren Sohne des Hauses Katzenellenbogen, der seiner stürmischen Seele ungeachtet ins Mönchsgewand gesteckt worden ist, Ansehen und Genuss, wenn er ihr folge. Auch hält sie, was sie verspricht. Schon tags darauf, an demselben Tage, als dieser zum Priester geweiht worden, also allen weltlichen Freunden entsagen soll, stirbt sein regierender Bruder, auf der Jagd verwundet; und schon hat der junge Priester sein Gelübde abgelegt, da dringt die Menge ins Kloster und schwört dem angestammten Herzog den Eid der Treue. Sein Glück begleitet ihn nun auf allen seinen Wegen; er nennt ein geliebtes Weib, die Schwester des Landgrafen von Hessen, sein eigen, alle seine Feinde sind bezwungen. Aber sein Trotz und seine Herrschsucht schaffen ihm neue Feinde, denen sich sogar sein eigener Schwager beigesellt, und die sich nun alle gegen ihn vereinigen; plötzlich verlässt ihn nun auch sein Glück. Er wird gefangen genommen, soll aber durch den Landgraf von Hessen befreit werden. Doch wird dessen Plan vernichtet, weil der Burgvogt der „Katz“, dem der wichtigste Teil der Aufführung übertragen wird, in Rache gegen seinen Herrn aufschwilt, der im Jähzorn seinen Sohn erschlagen, einen jungen Maler, der sein Weib für eine Engelsgestalt auf einem Heiligenbilde abkonterfeit hat. Der Opfermut des letzteren ist es auch, der den Herzog schliesslich rettet, es selber aber in den Tod treibt. Fühllos und genussüchtig, wie jener ist, folgt er auf's Neue der lockenden Stimme, er will jetzt die Lorelei in ihrem eigenen Felsen aufsuchen, um des versprochenen Glückes nun theilhaftig zu werden. Jetzt aber erscheint ihm nicht mehr die lockende Gestalt von ehemals, ein graues Weib, das sich ihm als sein „Gewissen“ vorstellt, erscheint und schleudert ihn in die Tiefe. Er wird noch lebend aufgefunden, ins nächste Kloster gerade vor denjenigen Altar gebracht, über dem sich jenes von dem jungen Maler geschaffene Bild mit den Engelszügen seines Weibes erhebt. Der Guardian verflucht ihn, weil er seinen Priestereid gebrochen, er aber betet zu dem Engel auf dem Bilde. „So wenig das Bild lebendig werden wird,“ so sagt etwa jener, so wenig wird dir verziehen werden.“ Aber siehe da! Vermittels der grossen Fortschritte der Dekorationskünste geschieht ein Ungeheures. Der gemalte Engel verschwindet, ein wirklicher (nämlich Fr. Gessner) erscheint und straft den Priester Lügen. Ganz abgesehen von dem zauberhaften Schluss, ist denn dieser Herzog ein Mensch, der es verdient, dass Engel, gesetzt es gäbe welche, ausgerüstet mit der Fähigkeit anspaziert zu kommen, wenn es ihnen beliebt, vom Himmel erscheinen, um ihm die Verzeihung seiner Sünden anzukündigen? Schreibt sich seine Schuld aus der Grösse seiner Persönlichkeit oder aus tragischen Beweggründen her, als dass wir ihm von rein mensch-

lichen Standpunkte (der liebe Gott und die Engel können freilich alles verzeihen, was ihnen beliebt) verzeihen könnten? Ur diese Frage muss entschieden verneint werden. Denn Herzog Philipp ist die Mensch gewordene Genuss- und Herrschsucht, d. h. weder wahrhafte Liebe noch Treue kennt; er besitzt auch kein einzige Eigenschaft, die unsere Teilnahme für ihn erwecken kann. Das Stück leidet an einem zu grossen Durcheinander; es bestel aus vielen Theilen, die nie ein Ganzes geben können. Hier ein Stück Geschichte, dort ein Stück Sage, hier symbolische, dort reale Gestalten, hier Kulturkampf und menschenbeglückende Ideen dort Liebesschuld und Verzweiflung, Schlachten neben Kunstbetrachtungen u. s. f. und alles das mit einem äusserst geringen äusserlichen und zum Teil gar keinem innerlichen Zusammenhang. Das Wunderlichste aber ist die Metamorphose, welche die Lorelei durchmacht. Erst ist sie die Verlockung, dann das Gewissen. Ja was ist sie denn? Ich muss gestehen, „ich weiss nicht, was so es bedeuten?“

Die Darstellung war im Ganzen eine gute und abgerundete. Neben Herrn Kainz, der für die geisterhafte Gestalt des Herzogs die geeignete Persönlichkeit war, seien noch Herr Pohl, der in der Guardian des Franziskanerklosters eine wie aus Erz gegossene Priesterfigur schuf, Herr Friedmann, der als Burgvogt erschütternde Töne fand, und Fr. Gessner erwähnt, deren künstlerisches Feuer sie allerdings besser für das Dämonische der Lorelei geeignet hätte, als für die kalte Tugend der Herzogin, für die hinwiederum Fr. Jürgens besser am Platze gewesen wäre. —

Ein ganz anderes Gepräge als das Trauerspiel L'Arronge trägt das Schauspiel „Treu dem Herrn“ von Richard Voss (nach einer Erzählung von Friederike Lohmann), das im Königl. Schauspielhause aufgeführt wurde. Wenn gesagt ist, sein deus ex machina (und auch das Vossche Schauspiel hat einen solchen) ist kein Engel, sondern der Husarengeneral Joachim Hans von Zieten, so wird der charakterische Unterschied sofort klar. Es greift nicht in das Dunkel der Sage oder in dunkle Geschichtsteile hinein, sondern spielt zur Zeit des 7jährigen Krieges nach der Schlacht bei Pirna; es ist nicht so reich an Motiven und verschiedenen Elementen, die sich aber nicht vereinigen können, sondern ruht auf einfacheren, aber gediegenen Grundlagen. Es führt uns in wenigen Zügen einen seelischen Kampf vor Augen, der von grosser Tragweite ist und vermögend, eine tiefgreifende Wirkung auszuüben, wenn die Ausführung überall auf gleicher Höhe stände, und wenn nicht vor allem ein ganz unpassender Schluss unsere Teilnahme ungemein abschwächte. Dresden ist in die Hände der Preussen gefallen, der Kurfürst von Sachsen ist geflohen. Da will der sächsische Rat Ellinger, der Hauptnehmer öffentlicher Gelder, seinem Herrn wenigstens die Kassen ausliefern, die als preussisches Eigentum erklärt wurden, um dem Feinde nicht ein Mittel zur Verstärkung zu überlassen, dem Kurfürsten aber ein solches an die Hand zu geben. Zur Ausführung dieses Planes gebraucht er seines Unterbeamten Börnes, der alles in seiner Hand hat, und der nun zum Lohn für seine Treue die Tochter seines Vorgesetzten verlangt. Das verspricht ihm auch dieser, der für seinen Herrn alles hingeben zu müssen wähnt. Nun hat aber Tochter Marianne einem sächsischen Offizier bereits ihr Herz verschenkt, während ihr Börne ein Gegenstand des Widerwillens ist. In eine furchtbare Lage sieht sich der Vater plötzlich versetzt, entweder er soll seinem Herrn die Treue brechen oder das Glück seines Kindes preis geben; ausserdem ist er bereits in den Händen seines Untergebenen, der alles zu verraten droht; kriegsrechtlich wäre er getötet worden. Er will Hand an sich selber legen, da kommt die treue alte Wärterin des Hauses, die den Jammer nicht mehr länger mit ansehen kann, auf den Gedanken, selbst dem preussischen Kommandanten Anzeige zu erstatten, in der seeligen Zuversicht, die Preussen, zu deren Gerechtigkeit sie als geborene Preussin ein unerschütterliches Vertrauen hegt, werden ihren Herrn von dem falschen Börne schon zu unterscheiden wissen. Als nun infolge dessen der Rat Ellinger gefangen genommen wird und sich alles entsetzt von ihr wendet, da schlägt sie ihr Gesangbuch auf und spricht: „Das ist der Vers, den ich meinem Junker Joachim gelehrt habe: Eine feste Burg ist unser Gott, Eine gute Wehr und Waffen, Er hilft uns frei aus aller Not, Die uns jetzt hat betroffen.“ Das in diesem Augenblick! Sancta simplicitas! Dreimal heilige Einfachheit! Von dem Standpunkte aus kann denn freilich weder eine Dummheit noch eine Schuld noch ein Unglück gross genug sein. Wir beten Eine feste Burg u. s. w., und Schmerz und Schuld und alles löst sich in frommem Glauben aus. Im Uebrigen begiebt sich aber der Dichter mit diesem Augenblick der ersten Entwicklung seines Gegenstandes. „Denn eine feste Burg ist unser Gott“ u. s. w. beten wir und was giebt es da noch für Furcht und Mitleid? Denn wir wissen ja, alles wird sich gut lösen. Dazu ist auch